

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** 259 (1986)

**Artikel:** Der Stein  
**Autor:** Schärer, Gunther  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-654812>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 27.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

GUNTHER SCHÄRER

## Der Stein

*Mit einer Zeichnung von Gres*

Der Herr im leichten Mantel – die Jahreszeit erlaubte einen solchen bereits – war wenige Schritte aus dem Tor des Vorgartens gegangen, als er sich schon vorbeugte und einen Stein aus der Gosse aufhob. Eine Erklärung für dieses, seinem Aussehen nicht völlig entsprechende Benehmen war in der Tatsache zu finden, dass Herr Gouache – man schreibt den Namen gleich wie die Maltechnik – einerseits die Gabe besass, das Göttliche «in herbis et lapidibus», wie er selber etwa sagte, zu erkennen, und dass er sich andererseits bei seinem Alter – er war ein frischer Sechziger – einen lebenswürdigen Rest von kindlichem Gemüt zu erhalten gewusst hatte. Möglicherweise hing das mit seinem Beruf zusammen, denn man darf wohl mit Bezug auf die Lapidum der Meinung sein, dass Freude an edlem Gestein, und, was die Kindlichkeit betrifft, auch die Lust, schöne Steine zu Schmuck für zierliche Frauenhände und -hälse zu verarbeiten, beide Eigenschaften erfordert, ja dass diese vielleicht einem guten Juwelier und Goldschmied unabdingbar eigen sein sollten. Von der Freude an den zu schmückenden Dingen ganz zu schweigen.

Herr Gouache (Firma Gouache-Herzog an der Wassergasse, der eigentlichen Haupt- und Geschäftsstrasse der Stadt) war Chef oder doch Mitbesitzer des ersten Geschäftes der gefälligen Branche am Platz, das seit drei Generationen den gleichen Namen trug, zusammen mit zwei Brüdern, denen aber die erwähnten Eigenschaften nicht mit gleicher Bestimmtheit nachgesagt werden konnten. Vielleicht kümmerten sie sich mehr um die gemünzte Seite des goldenen Handels und um deren Verbuchung. Es versteht sich, dass die Herren Gouache zu den angesehenen und auch wohlhabenden Geschäftsleuten gehörten, die nach der

Tradition der Familie ihren guten Ruf lächelnd als Selbstverständlichkeit zu tragen wussten und den Reichtum, wenn von solchem überhaupt die Rede sein darf, die Wohlhabenheit also besser, nicht zur Schau tragen. So hätte Herr Alfred (der Herr mit dem Stein) natürlich auch einen rangentsprechenden Wagen fahren können, tat es aber, hierin seinen Brüdern ungleich, nicht, sondern pilgerte alltags die zwanzig Minuten Weg viermal auf beweglichen Beinen, vielseitig gegrüsst und allorts freundlich zurüchnickend; und kam im Kreise ähnlich- oder gleichgestellter Geschäftsfreunde die Rede auf standesgemässe Fahrzeuge, so pflegte er auf die fehlende Notwendigkeit zu verweisen, gleichzeitig aber einen zwinkernden Blick abwärts über die glattsitzende Weste zu senden, ohne indessen darin eine Anspielung auf ausgesprochene Rundungen seiner Altersgenossen verstanden haben zu wollen. Doch das musste selbst der Neidische zugeben: Herr Gouache war junglinghaft schlank geblieben; seinem Leibe jedenfalls sah man das allgemeine Wohlergehen nicht an.

Der Stein, den Herr Gouache an diesem Vorfrühlingsmorgen aufhob, hatte den geschulten Blick durch seine Form und Färbung angezogen, anderes konnte es nicht sein, denn es handelte sich um einen ganz gewöhnlichen Feldstein oder Kiesel, wie er von irgendeinem Flussufer durch Zufall, vielleicht in der Tasche eines Knaben, hierhergeraten war, vielleicht durch einen andern von einer Baustelle her im Spiel vor sich hingetreten, wie Knaben das, ohne Rücksicht auf das Schuhwerk, etwa tun, oder er war von der Fuhre des Bauamtes heruntergekollert und im Strassengraben liegengeblieben. Herr Alfred trug ihn jetzt in seiner behandschuhten Rechten und erfüllte durch das dünne Leder seine handliche Gestalt, ohne



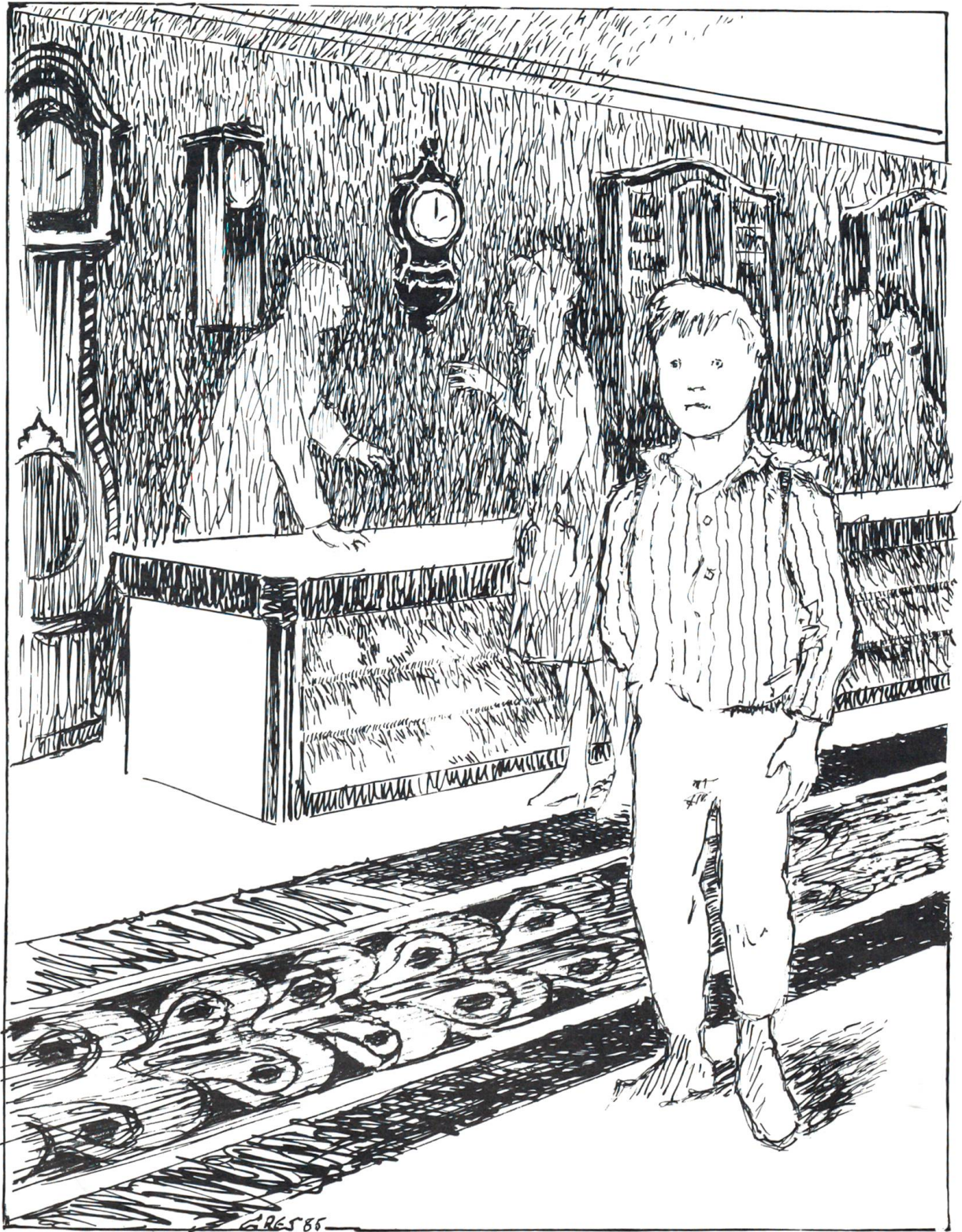
dem Fund weitere Aufmerksamkeit zu schenken: länglich, nicht länger als die tragende Hand breit, beidseits kugelig verdickt, mit sanft geschwungener Kehle, in die sich die Finger schmiegen konnten. Ein Stein, wie ihn ein Bub, der werfen will, wählerisch aufgreift; sicher vermittelte er, vom nervigen Zeigfinger oben gehalten, aufgestützt im Geflecht von Daumen und übrigen Fingern, eine sichere Handhabe, ihn zu schleudern, weit über Feld, ans jenseitige Ufer eines Flusses, oder wohin immer der gedachte Junge ihn spielerisch oder bössartig zu werfen sich anschickte. Der gegenwärtige Träger hatte seine tastende Untersuchung abgeschlossen, die Form der kleinen Last sagte ihm zu, er empfand, ohne bei der Empfindung zu verweilen, den natürlichen Handgriff angenehm und begehrte nicht, ihn sobald wieder zu lockern. Dies der Grund, weshalb Herr Gouache ihn für einen Augenblick in die rechte Manteltasche gleiten liess, seine Lederhände klatschend gegeneinander streifte, um haftenden Strassenstaub loszuwerden, und den Findling dann weiterhin genüsslich in der Hand trug. Einmal wurde er der geringen Traglast wieder gewahr, als ein Bekannter Miene machte, beim Gruss stehen zu bleiben. Doch eine kleine Schulterbewegung des Steinträgers liess jenen an dessen Eile glauben, und er gab die höfliche Absicht auf. Wie wäre es gewesen, dachte Herr Alfred, falls es zum Handdruck gekommen, wenn ich mit meinem Stein als Petschaft gleichsam ein Drucksiegel in die dargebotene Hand gepresst hätte? Er war froh, der angedeuteten Annäherung entgangen zu sein, denn so war ihm erspart geblieben, entweder den in der Handwärme bereits vertrauten Begleiter mit einer Ausrede, einer Verleugnung, von sich zu werfen oder aber seine Gegenwart zu rechtfertigen, was schwer gehalten hätte, da sich solches vor den meisten Leuten nicht erklären lässt. So konnte er, um ein kleines erleichtert und glücklich, den Fund weitertragen; nur die Hand hatte er bald zu wechseln, da er, einmal in den Gassen der inneren Stadt, nun des Öfftern genötigt war, den Hut grüssend zu lüften.

Das Haus Gouache-Herzog besass jene At-

mosphäre, die man sich als möglicher Käufer von Schmuck wünscht. Betrat man die weitläufige Räumlichkeit, so kam nicht sogleich einer geeilt und drängte sich mit eifriger Frage nach Wunsch und Absicht auf. Man wurde vielmehr zuerst mit Zeit beschenkt, mit einer halben oder ganzen Minute vielleicht, in welcher man sich fassen, das diskret gefilterte Licht auf sich wirken lassen, sich vor eine Auslage stellen und schöne Dinge ansehen durfte. Erst dann kam aus dem hinten gelegenen Büroteil jemand über die Teppichfluchten gegangen, einer der gesetzten Herren Gouache selber, eine ihrer Damen vielleicht, mit feinem silbernem Haar und in dunklem Seidenem, oder, war man ein Unbekannter, ein guterzogener junger Mann oder gar eine ausgesprochen hübsche Lehrtochter, denn immer waren es Mädchen von ansprechendem Äussern, die bei den Herren Gouache lernten. Wer immer es aber war, niemals wurde aufdringlich gefragt, ja in der Regel beschränkte man sich nach diskretem Gruss mit der Wirkung einer fragend gehobenen Braue. Man erweckte nicht den Anschein, man wüschte zu verkaufen oder gar einen Unentschlossenen zu nötigen; einem solchen wurde der Rückzug leicht gemacht, wie sein Ein- und Auftritt keine Schwierigkeiten geboten hatte. Man schien solches nicht nötig zu haben, so hiess es allgemein; doch das Geschäft erfreute sich dennoch einer sicheren Kundschaft, die nichts schuldig blieb. Die Schaufenster, die Gesichter des Geschäfts, zeigten nichts Zurechtgemachtes oder Aufgeputztes; sie liessen, sorgfältig gewählt und geschmackvoll angeordnet, ein paar Dinge auf samtenen Gründen und versprachen gerade dadurch mehr und grössere Auswahl im Innern; abendlich Promenierende blieben gerne davor stehen, vorab solche, die schöner Schmuck ansprach, der modischen Strömungen nicht unterworfen war.

Herr Alfred kam zur gewohnten Zeit, von zwei jungen Mitarbeitern erwartet. Die Gittersicherungen, geschmiedete Ornamente mit den Initialen G und H, waren hochgezogen, der Bürgersteig vor der Türe gewischt. Mit dem Druck auf die Klinke tat er nach links und







rechts einen Blick in die Auslagen, scheuerte sich die Schuhe und überschritt die Schwelle. Der Angestellte ordnete einen Schaukasten, das Mädchen wedelte mit dem Flederwisch den Konsolen der Neuenburger und Sumiswalder entlang, deren helles Ticken meist das einzige Geräusch des Geschäftes ausmachte. Es musste sich dabei ordentlich in die Höhe recken, wobei der junge Mann eine angenehme Sicht auf seine Beine gewann. Das war alles in Ordnung, der Chef grüsste und lächelte den beiden aufgeräumt zu. Er ging zur Registrierkasse, prüfte gewohnheitsmässig die gemeldete Zahl und legte seinen Stein auf die Glasplatte daneben, ohne sich weiteres dabei zu denken. In der Tat hatte dieser mit Herrn Alfreds Eintritt zur alltäglichen Arbeit jede Bedeutung verloren. Beiläufig regte der Chef noch an, Herr Frohbart möge heute die Auslagen ändern. Er schlage vor, wieder einmal die «Steingeschichte» zu zeigen, sie sei seit Monaten nicht ausgelegt gewesen, oder ob vielleicht bereits andere Dispositionen getroffen worden wären? Nicht? Dann also bitte, irgendeinmal im Laufe des Tages. Der Angestellte, Herrn Alfreds Mantel über dem Arm und seinen grauen Filz in der Hand, gab zusagenden Bescheid, dann, nachdem er die Dinge weggehängt hatte, erläuterte er der Hübschbeinigen: Man besass eine kleine anschauliche Sammlung, die in ausgewählten Stücken Herkunft und Aussehen der Rohsteine und den Entwicklungsgang über den Vor- zum Endschliff von einem guten Dutzend Halb- und Ganzedelsteinen zeigte, so von Diamant, Rubin, Smaragd, Saphir, von Topas, Granat und Jaspis zum mindesten. Dieses Wissen bot Herrn Frohbart nicht nur die eine Gelegenheit, seine Kenntnis der Dinge in gutes Licht zu rücken, sondern später erst noch die andere, mit dem Mädchen gemeinsam über seidegefütterten Schachteln Schätze zu betrachten, zu denen sich diejenigen eines schlanken Nackens und eines Wusches von duftenden Locken gesellten, die sich ihm nahezu unter die Nase drängten. Für Herrn Frohbart wurde der Tag erfreulich.

Der Stein, Herrn Alfreds Stein, verbrachte den seinen neben der Registrierkasse, wo ihm

alle Schönheit abhanden gekommen war. Seine Form, ähnlich einer gekrümmten Hantel mit zu dickem Mittelteil, begann eher einem bescheidenen, nicht fertig benagten Knochen zu gleichen und wirkte plump in der Nähe von Geschliffenem und Erlesenem. Ein Glück, dass er edlen Dingen nicht näher lag und auf einer gläsernen statt auf einer samtene Unterlage ruhte, wo seine grossporige Urtümligkeit wenigstens kraftvoll wirkte, da er auf Schönheit keinen Anspruch mehr erheben konnte. Im Laufe des Tages nahm ihn Herr Frohbart mehrmals in die Hand und stellte seinem Kopf mancherlei Fragen, die er indessen nicht zu beantworten vermochte; auch über sein Schicksal zu entscheiden, war Herr Frohbart nicht zuständig, wenigstens vorläufig nicht.

Als Herr Gouache am Abend als letzter das Geschäft verliess und den Schlüssel im Schloss drehte, prüften seine Augen, ob seinem Wunsche nachgelebt worden war. Es war. Die Auslagen wiesen das Gewünschte vor, hübsch nebeneinander geordnet lagen die Ursteine, vor ihnen die Vorschleife, die Endschleife dann, und zunächst der Scheibe die Verwendungsmöglichkeit des jeweiligen Steins im passenden Schmuckstück, Anhänger, Ring oder Spange. Es sah gut aus. Sogar die Perle in der ungebärdig gebuckelten, schmutziggrauen Auster fehlte nicht, nicht der in allen Spektralfarben schimmernde Opal als Resultierender eines merkwürdig unscheinbaren Brockens, nicht der Lapis vor einem Urvater, der die blaugoldene Pracht kaum erraten liess. Auf dem dritten Glastablar aber, den vornehmen Gefährten gleich auf dunkelbraunen Samt gebettet, unweit einem frühlingblauen Aquamarin, etwas abgesondert immerhin, da es von ihm keine Ableitungen zu vermerken gab, lag der Stein, Herrn Alfreds Stein, dick, hantelförmig, sauber, grau und schieferdunkel maseriert, als wäre er etwas, der doch gar nichts war, und es schien dem erstaunt Schauenden, als gleiche seine Form jetzt eher der eines zu breitem Grinsen verzogenen Maules. Und während bei andern Urzuständen ein kleines Kärtchen deren Nichtverkäuflichkeit meldete, andere aber die Preise der Schleife und Verar-



beitungen nannten, erfuhr ein neugieriger Betrachter durch das weisse Miniaturkärtchen neben dem Stein: Feldspat, Albit mit Glimmerinfiltraten, Franken zwei, Herkunft Aaregletscher, Fragezeichen.

Erst traute Herr Alfred seinen Augen nicht und setzte die Brille auf. Was war dem gewissenhaften Frohbart eingefallen? Hatte er im Ernst gehandelt und war während der Arbeit von einer Art fachlicher Verwirrung befallen worden, vielleicht unter dem gefässerweiternden Einfluss des anbrechenden Frühlings oder der allzudichten Nähe der jungen Lux, der Lehrtochter?

Wollte er sich einen Witz leisten, salopp-spielerisch sich vor den Augen des Mädchens brüsten, sich gar über Herrn Alfred lustig machen, kurz, verdiente die Angelegenheit Gelächter oder Vorwurf oder Schlimmeres? Doch, wie schon gesagt, Herr Gouache trug ein Endchen Kindergemüt in seiner Seele, dem es nicht möglich war, die Sache als schwerwiegend zu betrachten. Es lachte aus ihm heraus, ehe er sich darüber völlig klar war, welche Haltung ihm als Chef zukam. Der Stein machte sich allzugenug in seiner Anmassung, seine Gestalt war doch – Gouache hatte es schon in der Morgenfrühe erkannt – edel und rein, er war übrigens kein Urbrocken wie die Nachbarn, sondern ein Schliffprodukt, wenn auch ein natürliches, und Herr Frohbart hatte nicht gründlich genug gedacht. Diese Erkenntnis freute ihn ein wenig. Warum aber sollte der geschliffene Gewöhnliche nicht für eine Weile in der Nachbarschaft der Kostbaren und Feinen ruhen, da er doch einmal aus der Gosse gehoben und näherer Betrachtung zugeführt war? Man sieht,



*Oase der Stille*

Der Park des Schlosses Jegenstorf ist im Frühjahr 1985 saniert worden.  
Photo Fritz Lörtscher, Bern

Herr Alfred war dicht dabei, das Dasein des Steines in Gedanken zu vermenschlichen, ein Denkvorgang, der vollends dazu angetan war, möglichen Ärger zu verscheuchen. Unklar war noch, wie lange der Scherz dauern sollte – doch bis zu weiteren Entscheidungen würden noch Stunden, die der kommenden Nacht, verstreichen, und ob endlich nicht doch Herr Frohbart in irgendeiner Weise für seine Fehlleistung oder seinen Schabernack zur Rechenschaft gezogen werden sollte, wenn auch, selbstverständlich, in harmloser Form.

Den andern Tag ging es bis mitten in den Vormittag hinein, bis die Dinge ihre Fortsetzung fanden. Der Stein ruhte noch in seiner unpassenden Gesellschaft, keiner der Vorübergehenden schien daran Anstoss genommen zu haben, Herr Gouache selber war mit Tagesbeginn tief in Wichtiges verstrickt und hatte die Sache wenn nicht vergessen, so doch innerlich beiseite geschoben. Die Mitinhaber der Firma hatten keine Notiz genommen. Der Stein mochte weiterhin liegen, wo er war. Doch um



zehn Uhr brachte eine Kundin ein Bübchen mit ins Geschäft, an dessen Stelle sie aussagte, der Kleine mit einer Kinderhutte auf dem Rücken habe sich auf der Schwelle zwischen den Auslagen herumgedrückt, offensichtlich ohne den Mut zum Eintritt zu finden, obwohl er ein Anliegen zu haben scheine. Als hätte Herr Alfred eine Ahnung gehabt, dass der kleine Besucher etwas mit dem Stein im Fenster zu tun haben könnte, winkte er seinen Gehilfen ab, die Sache ihm zu überlassen, und bediente persönlich zuerst die Dame, die zu den alten Kunden der Firma gehörte. Der kleine Mann stand derweil mitten im Laden, mutlos und von dem vornehmen Raum wie von seiner plötzlichen Einsamkeit aufs tiefste beeindruckt, dem Weinen nahe. Er bohrte emsig mit dem Zeigefinger ein Loch zwischen die Maschen seiner gestrickten blauroten Jacke und drehte von Zeit zu Zeit rasch den Kopf zur Seite, immer dann, wenn sein Blick auf eines der Gesichter der Angestellten traf, die ihn über ihrer Arbeit belustigt beobachteten. Endlich konnte er seine Augen auf einer grossen Standuhr zur Ruhe bringen, deren Pendel hinter einem ovalen Fensterchen in langsamen Intervallen goldgleissend zum Vorschein kam. Herr Gouache hatte schliesslich die Kundin zufriedengestellt und zur Türe geleitet. Er kam mit freundlichen Augen über den Teppichweg zum Buben. «Nun, kleiner Mann», fragte er, «was möchtest du?»

Die gütige Altmännerstimme gab dem Bürschlein sogleich Mut. «Ich habe auch solche», sagte es.

«So?» sagte Herr Alfred, ohne im geringsten zu wissen, wovon der drollige Kunde sprach. Doch als gewiegter Pädagoge, der jeder Schweizer im Hintergrund seines Wesens ist, drückte er kein Erstaunen aus und schuf weiterhin Vertraulichkeit. «Wie heisst du denn?»

Die Geschichte des kleinen Christoph erzählt sich rascher, als Herr Gouache sie im Laden und, in ihrer zweiten Phase, in seinem Privatbüro hinten zu hören bekam. Der ältere Bruder war, den Kleinen an der Hand, von der Auslage festgehalten worden und hatte die Steine bewundert, bis er auf jenen Feldstein

stiess, den der gewiegte Kenner solcher als das erkannte, was er in Wahrheit war, und damit aber auch sogleich die Möglichkeit eines Geschäftes ermittelte. Wenn ein Kiesel im vornehmen Geschäft zu zwei Franken gehandelt wurde, dann wollte er solche liefern und war gewillt, sie um den halben Preis in beliebiger Menge anzubieten. Damit beauftragte er aber den Kleinen, da er selber der Sache nicht völlig traute und ausserdem durch die lästige Nebenbeschäftigung des Schulganges beansprucht war. Dem Bruder hatte er noch gezeigt, wo schöne Steine zu finden waren, und ihm geraten, etwa ein Dutzend, beileibe nicht zu viele, aufzuladen und zu Herrn Gouache zu tragen. Damit war er hier.

Nachdem Herr Gouache seine Lachlust gestillt hatte, derart, dass er den kleinen Reisenden nicht vor den Kopf stiess, kam ihm auch gleich die Erleuchtung, wie die Sache gleichzeitig mit einer kleinen Massregelung des schuldigen Herrn Frohbart zu regeln wäre. Dann nahm er sich die Mühe, die Musterladung einzeln zu prüfen, beurteilte, bemängelte und lobte die einzelnen Steine und erklärte schliesslich dem Boten, dass die Ware recht schön, sein Haus aber augenblicklich genügend versehen sei und keiner weiteren bedürfe. Immerhin gedenke er Christophs Aufmerksamkeit nicht unentlohnt zu lassen. Der Knabe hörte mit befreitem Staunen zu und war des Handels, der ihn sehr ängstlich gemacht hatte, herzlich froh. Nun liess Herr Gouache seinen Mitarbeiter kommen.

«Herr Frohbart», sagte er ernsthaft, «hier werden uns weitere beachtenswerte Steine der Art, wie wir sie neuerdings ausstellen, angeboten. Wir sind aber eingedeckt, wie Sie wissen. Wir gedenken, den Überbringer dieser neuen Muster mit dem Wert des ausgestellten Steines zu entschädigen. Haben Sie vielleicht zwei Franken auf sich? Ja, bitte. Nein, nicht aus der Kasse, wir verbuchen das nicht. Das heisst – danke –, Sie tauschen jetzt das Geldstück hier gegen ein neues aus und bringen es.»

Christoph durfte einen nagelneuen Zweifränkler einstecken. Herr Alfred drückte ihm nicht ohne ein kleines Bedauern übrigens –